



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die deutsche Kolonialpolitik und die öffentliche Meinung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das Verhältnis der Parteien zur Regierung, ihre Bedeutung und demgemäß auch ihre Verpflichtungen sind seit Bismarcks Rücktritt ganz andre geworden. Solange ein Mann an der Spitze des Staates stand, dessen geistige Überlegenheit von allen, von den einen freudig, von den andern widerwillig, anerkannt wurde, sahen sich die Parteien auf die bequeme Aufgabe beschränkt, die Anregungen dieses Mannes abzuwarten, seine Vorschläge zu prüfen und je nach ihrem Standpunkte zu verwerfen oder zu billigen. Heute, wo die Intelligenz innerhalb der Parteien mit der Intelligenz innerhalb der Regierung den Wettbewerb aufnehmen kann, müssen die Parteien bemüht sein, das politische Leben durch eigne und selbständige Gedanken zu befruchten. Es hat freilich den Anschein, als ob sie sich sehr schwer in ihre neue Lage fänden, und wenn man von Bismarcks Sturz wenigstens etwas Gutes, nämlich eine Besserung der Parteiverhältnisse, erwarten hat, so hat sich auch diese Hoffnung bis jetzt so sehr als Täuschung erwiesen, daß die Verwirrung eher noch zu- als abgenommen hat.



Die deutsche Kolonialpolitik und die öffentliche Meinung



Es wird zuweilen bestritten, daß es eine öffentliche Meinung gebe, obwohl doch von ihr und ihrem Einfluß so viel die Rede ist: wie soll ein Ding einen Einfluß ausüben können, das gar nicht vorhanden ist? Aber schon darum, weil sie allgemein in gutem Glauben als vorhanden vorausgesetzt wird, weil sie so oft als etwas wirkliches genannt wird, muß man schließen: ergo est, und thut Unrecht, ihr Bestehen zu verneinen. Es geschieht allerdings nicht ohne Grund, wenn sich manche versucht fühlen, der öffentlichen Meinung das Dasein abzuspochen. Ihr Wesen hat etwas unklares, unsicheres und unfaßbares, sie zeigt sich in keiner konkreten Erscheinungsform, die man nach Ort, Zeit und Thätigkeit genau bestimmen könnte, sie ist überall und nirgends, sie zieht Ereignisse und Personen vor ihr Forum, das „Forum der öffentlichen Meinung,“ aber niemand weiß ihren Gerichtsstand anzugeben. Wie aber die Willensbestimmung jedes einzelnen nach dieser oder jener Richtung beeinflußt wird, ohne daß er die Einwirkungen, denen er unterliegt, immer zergliedern und nachzählen kann, so erleidet auch der Wille eines Volkes, einer Nation, einer Gesamtheit, die ebenfalls gewissermaßen eine Individualität, eine Persönlichkeit mit Gedanken und Wünschen, Absichten und Zielen bildet, manche Einwirkungen, deren Verlauf sich nicht genau von der Quelle bis zur Mündung nachweisen

läßt. Wie man weiß, daß es einen Willen giebt, ohne daß man sagen kann, was der Wille eigentlich ist, so giebt es auch eine öffentliche Meinung, aber wie soll man sie beschreiben und den Begriff bestimmen? Was ist sie denn?

Die Frage ist um so schwieriger zu beantworten, wenn sie überhaupt erschöpfend beantwortet werden kann, als sich die öffentliche Meinung aus einer Mischung verschiedener Stoffe zusammensetzt: das ganze Geistesleben eines Volkes trägt zu ihrer Bildung bei, also die mündliche Unterhaltung daheim und auf Reisen, zu Hause und im Gastzimmer, der Unterricht, die Predigt und die öffentliche Rede, der Inhalt der Zeitungen und Zeitschriften, die Äußerungen und Beschlüsse der Parteien und die Beratungen der Parlamente, die Entschließungen und Anordnungen der Behörden. Es gehört auch alles dazu, was das Volk als Gesamtheit an dunkeln Ahnungen und Empfindungen hat, ohne sich dessen recht bewußt zu werden, was es instinktiv erstrebt und begehrt, ohne es mit aller Deutlichkeit als seine Meinung vorschreiben zu können. Die öffentliche Meinung besteht also wohl aus einer Reihe von berechenbaren Bestandteilen, aber es tritt etwas wechselndes und manchmal höchstens annähernd festzustellendes unberechenbares hinzu.

Es ist eine Kunst, die nur großen staatsmännischen Naturen gegeben ist, der öffentlichen Meinung „an den Puls zu fühlen,“ ihr die Diagnose zu stellen und ihr die richtigen Mittel zur Gesundung und Erstarkung zu verordnen. Fürst Bismarck war ein Meister dieser Kunst, ihr Ausfluß ist auch unsere deutsche Kolonialpolitik geworden. Eine einzelne Persönlichkeit kann die öffentliche Meinung, unter der wir also keineswegs nur den Willen der Mehrheit in demokratischem Sinne, das heißt mit Rücksicht auf die Abstimmung, verstehen, in dem Grade beherrschen, daß sie sich seinem überlegnen Geiste willig unterordnet, sodaß gewissermaßen der Geist dieses einen die öffentliche Meinung ist, und ebenso kann die Regierung im ganzen oder auch eine Partei oder eine parlamentarische Mehrheit oder Minderheit oder selbst eine Zeitung oder Zeitschrift die Führung haben, übernehmen oder an sich reißen. Die öffentliche Meinung kann sich ihrem Wesen nach entweder vor den Augen aller Welt oder in der Stille und im Verborgnen lenken und regieren lassen; es können auch gewisse leitende Kreise in dem Glauben befangen sein, die Zügel in der Hand zu haben, während sie sie in Wirklichkeit längst an andre abgegeben haben. Nur die Wahrheit kann auf die Dauer ihre Macht und ihr Ansehen behaupten, aber vorübergehend können auch Lug und Trug den Sieg davontragen, und in gewissen einzelnen Fragen, die das ganze Volk angehen, kann durch eine geschickte Agitation „eine“ öffentliche Meinung „gemacht“ werden. Die öffentliche Meinung, aber eben nur die unechte, die künstlich aufgebaute, die Talmimeinung, gerät dadurch in Mißachtung, daß sie als Parteischlagwort, als Blend- und Spiegelwerk ausgenutzt wird. Ausländer können sich leichter als Inländer über die wahre öffentliche Meinung

als den ureigenen Willen der Gesamtheit irren, wie sich zum Beispiel Napoleon III. über die wahrscheinliche Haltung der Deutschen beim Ausbruche eines Krieges einer großen Verblendung hingegeben hatte, die er teuer bezahlen mußte, und die sich bitter an ihm rächte. Es giebt eine falsche und eine wahre öffentliche Meinung, wie es eine tendenziöse und eine objektive Geschichtsschreibung giebt. Ebenso kann man zwischen der öffentlichen Meinung des Tages, des Jahres und der eines Geschlechts und selbst eines oder mehrerer Jahrhunderte unterscheiden.

Wenn sich die öffentliche Meinung auch leiten, belehren, tadeln, aufklären und ebenso irreführen, falsch unterrichten, bethören, trüben und fälschen läßt, so bewahrt sie selbst doch andererseits, selbst wenn sie von den leitenden Kreisen, die die Gesetze machen und die Geschäfte führen, nicht objektiv richtig erkannt, sondern subjektiv verkehrt beurteilt wird, ihren wesentlichen und mitbestimmenden Einfluß auf die Leitung und Regelung der allgemeinen Angelegenheiten. Es kann vorkommen, daß sie zu manchen Dingen gänzlich schweigt, oder daß sie sich zerplittert und durch innere Uneinigkeit lähmt, oder daß sie sich zu keiner rechten Entschlossenheit durchringt, es kann aber auch sein, daß sie durch ihre starke Strömung jeden Widerstand unmöglich macht und ihren Willen friedlich oder mit Gewalt unweigerlich zum Gesetz erhebt.

Nachdem sich der erste deutsche Kaiser und der erste deutsche Reichskanzler für die Erwerbung von Kolonien entschieden hatten, war die öffentliche Meinung gezwungen, zu der Kolonialpolitik Stellung zu nehmen. So wenig auch eine so kurze Spanne Zeit wie die paar Jahre seit 1884 für das Leben einer Nation bedeutet, wenn sie nicht durch große Ereignisse ausgefüllt ist, so kann man doch den Versuch machen, das Ergebnis dieser Stellungnahme in kurzen Zügen darzulegen. Eine Erörterung, ob wir Deutschen überhaupt Kolonien haben sollen und wollen oder nicht, wäre natürlich überflüssig, denn die Entscheidung darüber ist eben thatächlich in sehr zustimmendem Sinne gefällt, es handelt sich nur darum, ob die Kolonialpolitik an Gunst und Gönnern, an Zuneigung und Beliebtheit verloren oder gewonnen hat, und welche Wünsche in Bezug auf gewisse Punkte die öffentliche Meinung mehr oder minder deutlich geäußert hat. Aber es scheint uns dabei wesentlich, besonders zu betonen, daß wir uns nur erst, wie wir wenigstens glauben, in den Anfängen einer deutschen Kolonialpolitik befinden, und zwar am Beginn einer, abgesehen von den Unternehmungen des Großen Kurfürsten von Brandenburg, für Deutschland völlig neuen Laufbahn, daß also die deutsche öffentliche Meinung zu der in dem geeinten Reiche eröffneten Kolonialära in einem ähnlichen Verhältnis steht, wie etwa das englische Publikum des sechzehnten und siebzehnten und das französische des achtzehnten Jahrhunderts zu seinen damaligen überseeischen Anfängen von Koloniegründungen. Freilich kann sich niemand anmaßen, zu wissen, welchen besondern Weg nun die Geschichte der Zukunft Deutschlands

nehmen wird, wie lang der eingeschlagene Weg sein wird, und wie schnell oder langsam wir auf ihm vorrücken werden.

Die Gunst der öffentlichen Meinung ist nach wie vor den Kolonien zugewandt. Auch wäre das Gegenteil geradezu unmöglich, weil sich in dieser Gunst ein innerer Trieb mit Allgewalt äußert, der sich nicht leicht verschüchtern und zurückdrängen läßt. Ebenso haben wir es mit keiner vorübergehenden und oberflächlichen, mit keiner dilettantischen Liebhaberei zu thun, sondern mit einer tiefgehenden, dauernden, im Verstand und im Gemüt wurzelnden Neigung. Die Gegner der Kolonialpolitik und die, die es nur zu fein glauben, es aber nicht wirklich sind, täuschen sich über die Stärke des Antriebes, dem die öffentliche Meinung folgt, ebenso wie sich die Gegner der Reichseinheit, sowohl die unverföhnlichen als die mehr scheinbaren, über die Unwiderstehlichkeit des Einheitsstrebens täuschten. Wer wäre jetzt noch von dem Wahn eingenommen, daß die Entwicklung zum einheitlichen Ausbau eines deutschen Reichs rückgängig gemacht werden, daß Deutschland wieder in getrennte und einander gleichgiltige oder widerwärtige Teilstaaten auseinander gerissen werden könnte? Der Reichsgedanke hat immer mehr durchgegriffen, hat sich gefestigt und die partikularistischen Stimmen zum Schweigen oder Leisereden genötigt. Niemand, selbst nicht die am weitesten nach links stehende Partei, wünscht den frühern Zustand der Dinge, der veraltet ist und bleibt, zurück, niemand erklärt sich offen gegen jede reichseinheitliche Zusammenfassung, wenn er auch noch so unzufrieden mit der dem Ganzen gegebenen Form sein sollte. Es will keiner mehr recht daran glauben, daß das Reich, der Koloss auf schwachen „thönernen Füßen“ ruhe. Und doch ist die Einheit nicht von unten, aus dem Volke geschaffen worden, der Anstoß kam von oben, Regent und Minister wurden die Baumeister des deutschen Reiches, glückliche Kriege lieferten den Mörtel zu dem Bau. Trotz dieses Ursprungs, den die öffentliche Meinung früher nicht erwartet hatte, ist die Einheit zu einer unwidersprochenen, nunmehr durch langjährigen Bestand geweihten und durch den geschichtlichen Fortgang gewohnten Thatsache geworden. Die, die aus dem persönlichen Eingreifen des Kaisers und des Kanzlers auf die Schwäche der Grundlage geschlossen hatten, hatten sich gründlich geirrt.

Ähnlich verhält es sich mit der Gewinnung von überseeischen Reichsgebieten: sie war die notwendige Folge der endlich errungenen Einigung, sowie des großartigen Aufschwunges der Industrie und des Handels im neuen Reiche. Hieraus ging ein Streben nach außen und in die Weite hervor, das außerdem von dem den Deutschen inwohnenden Wander- und Welttrieb genährt und unterstützt wurde. Es ist verfehlt, auf den äußern Ursprung der deutschen Kolonialpolitik zu verweisen, um sie als etwas zufälliges und nebensächliches hinzustellen. Wenn auch einzelne Personen die ersten Schritte thaten und freiwillig auf einige von den wenigen herrenlosen Landstrichen, die es noch auf

der Erde gab, ohne langes Bedenken und ohne viele schonende Rücksichten Beschlag legten, wenn man auch die Billigung ihres Vorgehens durch ihre heimische Regierung als von keiner großen Bewegung erzwungen ansehen will, so war doch die öffentliche Meinung eben für ein solches Beginnen reif und innerlich vorbereitet. Wenn man eine Notwendigkeit in dem Gange der Geschichte anerkennt, so muß man auch zugeben, daß diese Ereignisse sich vielleicht unter andern Formen und durch das Mittel andrer Personen, aber im wesentlichen in derselben Weise, wie es wirklich geschehen ist, in unsrer Zeit vollziehen mußten: die Aufrichtung eines mächtigen Reiches der europäischen Mitte mußte die Aufteilung der ganzen bekannten Erde unter die europäischen Völker nach sich ziehen. Das ist es, was die öffentliche Meinung weiß oder fühlt, weshalb sie sich nicht gegen die Besitzergreifung von Kolonien erklärt hat und erklären konnte, und weshalb sie ihnen ihre Gunst bewahrt und nicht entzieht; diese den Kolonien günstige öffentliche Meinung ist keine Eintagsfliege.

Leider ist der innere Hader ein altes deutsches Erbstück, das nicht abgelegt und veräußert wird. Wenn ihm der eine Gegenstand, über den er sich erregt, entrißen wird, so beeilt er sich, sich an einem geeigneten andern zu vergreifen. Aber es wäre doch nicht richtig, der bedauerlichen ewigen Meinungsverschiedenheit der Menschen und der Parteien allzuviel Bedeutung beizulegen. Wir glauben, daß selbst die Sozialdemokratie, die sich so feindlich gegen die „heutige Gesellschaft“ und so radikal geberdet, die Reichseinheit unangetastet lassen würde, daß sie Deutschland gegen einen äußern Feind verteidigen helfen würde, und daß sie auf den Versuch, die Kultur unter die Menschen andrer Hautfarbe und Rasse zu tragen, keineswegs verzichten würde. Im Grunde behauptet sie nur immer, was uns freilich sehr zweifelhaft erscheint, daß sie das alles besser machen und besorgen würde, als es heute geschieht. So kommen wir zu dem Schluß, daß die manchmal so geräuschvolle Kolonialgegnerschaft lange nicht so ernst zu nehmen ist, wie man es zuweilen zu thun geneigt ist. Die Gegner sind sogar zum Teil laue Anhänger, zum Teil verkappte Freunde, die nur über die Zweckmäßigkeit des Handelns, über das Wie andrer Meinung sind. Die Stärke der eigentlichen Gegner und der durchaus zuverlässigen Freunde läßt sich natürlich nicht zahlenmäßig „festlegen,“ noch weniger als die aller Gegner und Freunde, wenn es überhaupt anginge und möglich wäre, hier wie anderswo zwei solche Klassen bestimmt zu unterscheiden. Aber man muß doch Gewicht darauf legen, daß die verschiedenen kolonialen Verbindungen, Vereinigungen, Gesellschaften und Unternehmungen an Mitgliedern, Teilnehmern und Förderern keine Einbuße erlitten haben, sondern weiter blühen und gedeihen.

Vor allem erfreut sich die deutsche Kolonialgesellschaft, die der Mittelpunkt für alle kolonialen Bestrebungen ist, der stattlichen Zahl von 19000

Mitgliedern, ihr Organ, die „Deutsche Kolonialzeitung,“ hat etwa eben so viel und noch mehr Leser, was um so mehr sagen will, wenn man bedenkt, wie gern so viele innerlich mit einer Sache sympathisiren, wie schwer sie aber aufzurütteln und zu einer mit Mühe und Kosten verbundenen Thätigkeit heranzuziehen sind. Einen Anhalt für die Anzahl der Freunde der deutschen Kolonialpolitik hat man auch an der Menge der Zeitungen und Zeitschriften, die die Aufmerksamkeit und die Neugier ihrer Abonnenten durch Aufsätze, Reiseberichte, Schilderungen und telegraphische und andre Mittheilungen wach erhalten. Zu ihnen kommen die kirchlichen Kreise und die Missionsvereine, sowie endlich die nicht geringe Zahl derer, die in der Marine, auf Handelsschiffen und im internationalen Verkehr beschäftigte Angehörige haben, durch die sie veranlaßt werden, gleich diesen selbst auch an der Entwicklung der deutschen Kolonien Anteil zu nehmen. Die Deutschen, die aus dem Vaterlande ausgewandert sind und sich in der Fremde angesiedelt haben, sind sicherlich, wie durchweg zu begeisterten Anhängern der Reichseinheit, so auch zu den überzeugten Freunden der kolonialen Arbeit zu rechnen. Wo sind dagegen die koloniefreundlichen Vereine und Gesellschaften, wo haben sich die „Gegner“ zu einer großen Organisation zusammenthun können, um eine so umfassende und regsame Bewegung zu hemmen, zu unterdrücken, zu töten? Gegnerschaft aus politischen Nebenzwecken, die mit den Kolonien nichts zu thun haben, ist keine wahre, ernste und furchtbare Gegnerschaft. Es wird immer Politiker geben, die à la baisse spekuliren, die jede Niederlage ihrer Regierung mit Freuden begrüßen, es giebt also auch Politiker, die schließlich der Beeinträchtigung der Einheit und der Aufopferung der auswärtigen von uns besetzten Gebiete noch Geschmack abgewinnen würden, die sie vielleicht sogar mit hämischer Schadenfreude erleben würden, aber die öffentliche Meinung sind sie und vertreten sie nun und nimmermehr.

Man kann es gegenwärtig an dem Beispiel Englands sehen, welchen Rückhalt die moderne Kolonialbewegung an der öffentlichen Meinung der großen Nationen und der führenden Industrieländer hat. Die englische Regierung weiß, mit welchen Kosten die Unterwerfung des schönen zentralafrikanischen Landes der tapfern Baganda verbunden sein wird, sie weiß, welche Wechselfälle von Erfolg und Mißgeschick die Fortsetzung der begonnenen Versuche hervorrufen kann, und wie schwer es insbesondere halten wird, eine gute und bequeme Verbindung mit der Küste bei Mombas herzustellen, sie hätte angesichts dieser Schwierigkeiten nicht übel Lust, das Unternehmen aufzugeben. Aber sie weiß auch, wie vorsichtig sie verfahren muß, um sich nicht bei dem englischen Volke bloßzustellen, und sie verfährt auch wirklich so vorsichtig, daß man zweifeln muß, ob es ihr mit der Räumung Ernst sei. Gladstone hat vor den Parlamentswahlen geredet und versprochen, aber wie schweigsam ist er jetzt! Welche Winkelzüge macht Lord Rosebery in seinen ministeriellen

Außerungen, wie behält er sich stets den Rückweg und alle möglichen Wege vor! Die öffentliche Meinung hat sich unzweideutig gegen die Räumung ausgesprochen, sie läßt sich nicht vor den Kopf stoßen und beiseite schieben, und schon die bloße Andeutung der Möglichkeit, Uganda doch zu opfern, trotz allem, was die Briten von ihm erwartet und was sie an Kapital hineingesteckt haben, und trotz allem, was sie an Hoffnungen, Wünschen und Erinnerungen mit dem Lande verknüpft, diese Andeutung genügt, selbst dem eine Zeit lang so geschmähten und geächteten Stanley wieder zu Ansehen, Zuhörern und Anbetern zu verhelfen.

So wenig wie die englische, wird es gelingen, die deutsche öffentliche Meinung einzuschläfern, sodaß sie alles, Kolonialpolitik und Kolonien, Afrika und Samoa wieder vergäße. Ein allmählicher Abbruch dieser Beziehungen und ein langsames Aufgeben der Koloniallandschaften ist heute nicht mehr so leicht möglich wie in frühern Zeiten. Was anfangs nur verletzte Empfindlichkeit, leise Verstimmung und stummer Vorwurf ist, wird, wenn die Absicht gemerkt wird, laute Entriistung; das würde sich zum Beispiel in dem Falle zeigen, wenn die englische Regierung ernsthaft, was allerdings durchaus nicht anzunehmen ist, auf einem gänzlichen Rückzug bestünde. Die öffentliche Meinung der Neuzeit ist eher einem energischen und offensiven Auftreten, dem sie die Kraft anmerkt, als einer übertriebenen Vorsicht, die sie als Schwäche und Unfähigkeit auslegt, zugethan.

Man schlägt gewöhnlich ein Interesse des Publikums, das bei den Kolonien in Frage kommt, viel zu gering an, obwohl es eine wichtige Rolle spielt. Wir „stehen im Zeichen des Weltverkehrs,“ das heißt nicht bloß, daß wir über die Ozeane mit den fernen und fernsten Ländern im Verkehr stehen, sondern es heißt auch, daß wir uns für das Wesen und die Eigentümlichkeiten der fremden Länder und für die Schicksale ihrer Bewohner, selbst wenn der einzelne nie die Länder selbst zu sehen bekommt und nie mit ihren Bewohnern in Berührung kommt, weit mehr interessieren, als unsre Vorfahren gethan haben. Es war leicht gesagt: Was geht uns der arabische Sklavenhandel und was geht uns die afrikanische Sklaverei an? haben wir nicht genug vor unsrer eignen Thür zu kehren? Thatsächlich geht uns mehr oder weniger schon alle Welt etwas an, Amerika geht uns etwas an, China kann uns nicht gleichgiltig sein mit seinen Millionen von Einwohnern, und auch Afrika geht uns recht viel an. Das Interesse der öffentlichen Meinung ist zum großen Teil ein geographisch-historisches. Die Erdkunde und die Geschichte, Wissenschaften, die begründet und hoch entwickelt zu haben ein hauptsächliches Verdienst unsers Jahrhunderts ist, sind durch den Unterricht und die Lektüre auch dem letzten aus der Volksschule abgegangnen bis zu einem gewissen Grade anziehend und vertraut gemacht. Jeder hat Bücher und Aufsätze über die fremden Weltteile gelesen, immer neue Abbildungen gesehen,

hat Gelegenheit gehabt, Museen und Ausstellungen zu besichtigen, und hat sogar vielleicht Gesellschaften von Schwarzen oder Braunen, die von Unternehmern nach Europa gebracht wurden, begafft und angestaunt. Man würde sich irren, wenn man glaubte, daß dergleichen auf die große Masse keinen besondern Einfluß hätte. Vorstellungen und Anschauungen, Kenntnisse und Wissen regen die Phantasie an und rufen eine eifrige Teilnahme hervor, die unter Umständen zu Opfern bereit ist. In diesem Sinne macht sich sogar das Berliner Tageblatt um die deutsche Kolonialpolitik verdient, indem es sich seinen eignen afrikanischen Berichterstatter hält, der ihm fesselnde „Originalberichte“ schreiben muß; er unternimmt gegenwärtig eine Reise nach Uganda und folgt damit errötend und etwas spät den Spuren Stanleys, seines großen Kollegen in der Journalistik. Niemand wird bestreiten, daß Stanleys Züge für die Erschließung Afrikas von der allergrößten, von entscheidender Bedeutung gewesen sind, warum sollten nicht auch die kleineren Reisen Eugen Wolfs von einigem Wert sein? Selbst die „Feinde“ der Kolonialpolitik wünschen ihr zuweilen nur das Böse, schaffen aber das Gute. Zu der Vorliebe für die Erdkunde, die für die kosmopolitisch angelegten Deutschen von jeher ein Steckenpferd gewesen ist, gesellt sich nun schon, wie in England, die Einwirkung unsrer Kolonialgeschichte. Es sind allerdings wenige deutsche Blätter im Vergleich zu der langen Reihe von Bänden, aus denen die glänzende Geschichte der englischen Kolonien besteht, aber immerhin enthalten diese Blätter Ereignisse und Namen, die jedem wohlbekannt sind, an die er fast als an Selbstmitemerlebtes zurückdenkt, und die einen unauslöschlichen Eindruck in ihm hinterlassen haben. Es ist also eine kleine, es ist eine kurze, aber es ist doch eine Vergangenheit, die wie jede vergangne Geschichte auf die Gegenwart und Zukunft fortwirkt. Da diese Vergangenheit nicht weit zurückliegt, knüpft sich an ihre Träger, ihre Helden ein desto lebhafteres persönliches, biographisches Interesse. Wir kennen ihre Namen, Charaktere, Ansichten, Schicksale, wir haben tausendmal ihre Gesichtszüge im Bilde betrachtet, wir sind vielleicht sogar in eine gewisse nähere Beziehung zu ihnen getreten, indem wir sie gelegentlich mit eignen Augen sehen oder sie reden hören konnten oder die Berichte von Augenzeugen über ihr Thun und Wesen vernahmen. Auf die Unternehmungen zur Rettung, Befreiung oder richtiger Auffuchung Eminis waren die Augen der ganzen gebildeten Welt mit der eifrigsten Spannung gerichtet. Während sich unsre Jugend einst nur an den Beschreibungen der Thaten, die die Gründer der Kolonien anderer Nationen ausgeführt haben, belehren, erfrischen und anfeuern konnte, während sie früher aus englischen und französischen Büchern und ihren Übersetzungen etwa das Leben von Lord Clive oder von Warren Hastings kennen lernte, denen sie keine deutschen Lebensbilder an die Seite zu stellen hatte, steht ihr jetzt eine reiche Jugendlitteratur zur Verfügung, aus der sie ihr Wissen über Afrika und seine modernen, in

der Anwendung ihrer Mittel ja entschieden menschlicheren Erforcher und Pfadfinder schöpft. So wird eine günstige Aufnahme der kolonialpolitischen Bestrebungen auch in den Gemütern des heranwachsenden Geschlechts angebahnt. Es schadet nicht einmal, daß auf diesem Gebiete hie und da etwas zu viel Personenkultus getrieben wird, oder daß sich die geschäftliche Reklame, was nun einmal heute unausbleiblich ist, der Ausbeutung der neuen Errungenschaften für ihre Zwecke bemächtigt, etwa indem sie Wiszmannhüte, Eminpfeifen und andre schöne Dinge mehr fabrizirt und ausschreit. Es ist doch ein Glück, daß die Jugend diese Personen und nicht manche andern verehrt, daß sie noch immer kriegerische und koloniale Erzählungen vorzieht und nicht etwa für die sozialistische Allerweltshumanität und den faulen ewigen Frieden schwärmt; wer die Jugend hat, hat auch die öffentliche Meinung der Zukunft.

Von unsern Kolonien sind es entschieden die afrikanischen, mit denen sich die öffentliche Meinung mit Vorliebe beschäftigt. Auch haben nur sie den Vorzug gehabt, volkstümlich, „populär“ zu werden, sie sind auch die meistgenannten und bestbekanntesten, von Kamerun, Sanjibar, Deutschostafrika und den großen Seen ist in den Zeitungen am häufigsten die Rede. Man könnte versucht sein, es als eine Art Bestimmung und Schickung anzusehn, daß der germanische Deutsche im Verlauf der Geschichte gerade nach dem tropischen Afrika hingeführt worden ist, wie es Englands Beruf gewesen zu sein scheint, Ostindien zu besetzen, und der der Niederländer, sich aus Java und Sumatra zu bereichern. Germania und Afrika, wer hätte denken können, daß sich ihre Schicksale je verweben und verschlingen würden, daß sich ihre Völker je um einander kümmern und sorgen würden? Wie wird sich dies Verhältnis in einer nähern und fernern Zukunft gestalten?

Einige Gelehrte haben auf Grund ihrer völkerkundlichen Forschungen behauptet, daß die schwarze Rasse, die bisher vereinzelt und abge sondert geblieben ist und sich mehr in dulndem Leiden als durch thatkräftiges Handeln ausgezeichnet hat, bestimmt sei, zuletzt von allen, aber um so wirksamer in den Gang der Geschichte einzugreifen. Es wäre dann ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß Deutschland zuletzt von den großen europäischen Mächten seine Hand nach Kolonien auszustrecken gewagt, und daß es die letzte große Rasse, die sich der europäischen Zivilisation verschloß, zu erziehen unternommen hat. Wenn Deutschland dieser Rasse seine unerbetenen guten Dienste zu ihrer Hebung und Bildung zu leisten imstande ist, welche Vergeltung, welchen Lohn wird es einst von ihr erhalten?

Sich einseitig und fanatisch für Ideale aufzuopfern, ist durchaus nicht im Sinne unsrer verständigen, praktischen, realpolitischen und materialen Gegenwart, in der der Kapitalismus seine Triumphe feiert und die ihm zugewiesene geschichtliche Rolle durch die wirtschaftliche Unterwerfung und Verknüpfung aller Länder des Erdganzen spielt. In einer solchen Zeit verlangt die öffent-

liche Meinung noch etwas mehr als geographische Erschließung, wissenschaftliche Erforschung, Verbreitung europäischer Kultur. Ein moderner großer Industrie- und Handelsstaat begehrt den Besitz von Kolonien als Absatzgebieten, sucht die Zahl derer, die von ihm ihre Waren beziehen, zu vermehren, und berechnet, ob diese ihm ein vollwertiges Entgelt zu liefern vermögen, ob sie zahlungsfähig und gute Kunden sind. Man ist nicht mit Siegen, Trophäen und Eroberungen zufrieden, man will Kapitalanlagen ermöglichen, die gute Zinsen abwerfen. Das versteht man nach kapitalistischem Sprachgebrauche unter „positiven“ Schöpfungen, und den dauernden Mangel an solchen würde man auch der im übrigen erfolgreichsten Kolonialpolitik nie verzeihen. Alles, was die Anlage von Pflanzungen und Faktoreien, die Ausbreitung und den Aufschwung des Karawanen-, des Einfuhr- und Ausfuhrhandels, die Steuer- und Kaufkraft, die Arbeitslust und -fähigkeit der Bevölkerung betrifft, alle solche wirtschaftlichen Fragen werden von der öffentlichen Meinung am gewissenhaftesten verfolgt und besprochen. Als Spielzeug sind Kolonien ein teures und kostspieliges Vergnügen, und das große und kleine Kapital ist nicht zur Mitwirkung an bloßen Abenteuern mit großem Risiko und wenig Ausichten geneigt.

In dieser Beziehung macht sich nun gerade in der letzten Zeit, wie wir glauben möchten, eine unverkennbare Besserung der Verhältnisse im deutschen Afrika bemerkbar; zum Beispiel versprechen die Pflanzungen und Unternehmungen, die man in der Nähe der deutschostafrikanischen Küste, insbesondere in Usambara, plant oder schon ausgeführt hat, glückliche Ergebnisse. In der That kann man nicht bestreiten, daß die wirtschaftliche Seite der Kolonialpolitik die wichtigste ist, und daß die öffentliche Meinung ihr mit Recht die größte Aufmerksamkeit widmet, obwohl man, wenn man den Gesamtverlauf der geschichtlichen Entwicklung zu überschauen unternimmt, die wirtschaftlichen Bedingungen von heute nur als Mittel zum Zweck in dem Fortschritt der Gesamtmenschheit betrachten kann. Indem der Gewinn den Pflanzler und Kaufmann nach Afrika lockt, ist er nur ein vergängliches und selbstsüchtiges Werkzeug in der Hand einer Vorsehung, deren Ziele und Absichten rein moralische sind und keine andern sein können.

Die öffentliche Meinung unsrer Tage wendet sich somit mit verschiedenen Wünschen idealer und besonders auch materialer Art an die Kolonialpolitik, aber bis zu ihrer Erfüllung muß sie sich notgedrungen gedulden und bescheiden, denn der schwarze Erdteil lehrt — Geduld. Europa und Afrika sind Gegensätze in jeder Beziehung, jenes reich und dieses schwach gegliedert, jenes das Licht, dieses das Dunkel der jetzigen Zeit, jenes mit freundlichem, dieses mit feindlichem oder wenigstens zweifelhaftem Klima, jenes die Heimat des Weißen, dieses die des Schwarzen. In Europa wird mit Maschinen, mit Dampf und Elektrizität gearbeitet und geschafft, die Zeit ist Geld, die Menschen sind

Arbeitskräfte, „Hände,“ die äußere staatliche Ordnung ist fast durchweg musterhaft, die Kunst des Schreibens und Lesens ist ziemlich allgemein verbreitet. In Afrika, in Zentralafrika werden Gepäck und Waren auf den Köpfen der Menschen, menschlicher Lasttiere, fortgebracht, die sich im Gänsemarsch Schritt vor Schritt auf schmalen Fußsteigen bewegen, die Zeit ist wertlos, das Nichtsthun ist ein Ideal, und das „Recht auf Faulheit“ ist überall anerkannt, die Unordnung ist unbestritten, eine Zeitung oder ein gedrucktes Buch ist eine Seltenheit, und selten ist jemand, der sie entziffern kann.

Vielleicht ist es der Beruf Afrikas, dem hastigen, eifertigen, keuchenden, überarbeiteten, nervösen Europa Geduld, viel Geduld zu lehren. Die öffentliche Meinung in Deutschland hat angefangen, die afrikanische Langsamkeit zu erkennen, hat sich aber noch nicht in sie gefügt. Die öffentliche Meinung ist viel zu empfindlich, viel zu erregt, ein Erfolg läßt sie jauchzen, eine Niederlage macht sie zu Tode betrübt, sie hat Launen und Stimmungen als Folgeerscheinungen ihrer übergroßen Eilfertigkeit. Etwas afrikanisches Phlegma kann dem von einem allzuheftigen Thätigkeitstrieb beseelten Europäer vielleicht nur zuträglich sein. Für uns Deutsche hat außerdem das Kriegsglück von 1870 zur Steigerung unsrer Empfindlichkeit beigetragen, wir sind keine Niederlagen und Schlappen und keine langdauernden Feldzüge mehr gewöhnt und denken, es könnte sie gar nicht mehr geben; afrikanische Schlappen sind aber im Verhältnis zu europäischen sehr bedeutungslos, denn wieviel Zeit, Zeit, die alles ist, steht uns dort nicht zu Gebote, Versäumtes und Verlorenes wieder gut und wett zu machen! Auch kann das Ansehn unsrer Waffen in Europa keineswegs darunter leiden; ein europäischer Sieg ist sogar unter Umständen bedenklicher als eine afrikanische Niederlage, weil der europäische Besiegte ohne Zeitverlust seine Revanche vorbereiten und suchen wird, weil er bis zum letzten Atemzuge an keine völlige Ergebung denkt.

Es dürfte deshalb nicht angebracht sein, in afrikanischen Dingen eine eben so peinliche Kritik zu üben, wie man es in europäischen als sein gutes Recht in Anspruch nimmt. Unsrer Heereseinrichtungen, die Ausbildung unsrer Mannschaften, die Führung durch die Befehlshaber sind bei uns tadellos, aber in Afrika kann, wie sich gezeigt hat, nicht alles ebenso exakt wie daheim am Schnürchen gehen; ein Mobilmachungs- und ein Feldzugsplan kann dort nicht so „klappen“ wie hier im Reiche. Ähnlich würde es in den großen geschäftlichen Betrieben mit ihrer Buchführung, ihrer Arbeitseinteilung und dergleichen sein. Eine solche Wirtschaft ohne Drill und regelrechte Dressur braucht deshalb noch keine „Lotterwirtschaft“ zu sein. Wenn sich die öffentliche Meinung an diesen so ganz andern Zustand der Dinge gewöhnt haben wird, wird sie ihn mit aller Unparteilichkeit und Unbefangenheit prüfen, wird sich ein festes, nicht durch einen Einzelfall leicht zu erschütterndes Urteil bilden und wird sie ihre hochfliegenden Erwartungen und hochgesteigerten Wünsche

auf das angemessene Maß zurückführen, ohne sich deshalb in der einmal gefaßten Neigung beirren und davon abbringen zu lassen.

Niemand wird Meister, ohne daß er Lehrgeld zahlte. Sicherlich wird man auch über das passendste Verfahren in afrikanischen Verhältnissen am besten und gründlichsten durch die Erfahrung belehrt werden; die natürlich nicht immer angenehme Erfahrung lehrt früher gemachte Fehler vermeiden. Aber wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß, wie es doch in der Natur der Sache liegt, Fehler gemacht worden sind, wenn vielleicht zuweilen etwas Vorsicht, eine Art sabischer Taktik besser am Platze gewesen wäre, als ein dreistes Drauf- und Vorwärtsgen, so hat doch gerade hier keiner das überlegene Recht und die maßgebende Stellung zu einer schonungslosen Herabsetzung und zu einer scharfen Verurteilung der Personen und ihrer Handlungen. Denn es kommt auch dazu, daß die Person selbst nirgends für ihre Versäumnisse und ihre Versehen so schwer büßen muß als in Afrika; selbst verhältnismäßig geringe Fehler und Unterlassungen können sie vor eine Entscheidung über Leben und Tod stellen, auf diesem heißen Gelände gilt es *payer de sa personne*. Möglicherweise hat man auch in der schwierigen Auswahl sowohl der beratenden und beschließenden als der ausführenden und handelnden Personen nicht immer den richtigen Maßstab der besondern Befähigung angelegt oder auch nicht immer das wünschenswerte Glück gehabt. Wie dem auch sein mag, es ist eine Überspanntheit, über jede Schlappe in Wehe- und Kassandraruße auszubrechen. Die Übererregbarkeit zeigt sich gegenwärtig, nachdem der Telegraph die noch unbestimmte Nachricht von einem Zusammenstoß der Stationsmannschaft von Kilossa mit den Wahehe zu uns gebracht hat. Ohne nähere Mitteilungen über die Bedeutung des Überfalls abzuwarten, schlägt man an einigen Stellen sofort Lärm und macht großes Aufhebens über die „neueste Hiobspost.“ Wurde doch eine schnell bediente große Zeitung bereits zu melden, daß die Masiti und Wahehe ein „enges Bündnis“ geschlossen hätten. Als ob es den Absendern solcher Telegramme auf der Insel Sansibar möglich wäre, über diese im Innern des Festlands hausenden und in so und so viele Stämme zerfallenden Völkerschaften genauer Bescheid zu wissen! Die öffentliche Meinung selbst ist in der That fast vernünftig kühl gegenüber diesem übertriebenen Alarm in gewissen Zeitungen. Wenn sich etwa herausstellen sollte, daß der voreilige Lärm schließlich doch weit größer gewesen ist, als das wirkliche Ereignis, das natürlich sehr bedauerlich ist, schon wenn es, wie es heißt, drei wackern Deutschen das Leben gekostet hat, so wird vielleicht die Wirkung ganz anders sein, als man erwartet hat, nämlich daß das Publikum erst die Größe und Tragweite eines Schadens kennen lernen will, ehe es urteilt und gegenüber allen beunruhigenden afrikanischen Nachrichten sehr bedächtig wird.